

**Firoozeh's
Teufelsmoor Saga – Band 1**

DER ROTE GERD





Firoozeh Milbradt,

geboren in Shiraz/Persien, begann 1998 ihr Studium (Biologie/Medizin) in München. Lebt seit 2005 im Herzen des Teufelsmoores, aus dem diese Geschichten durch Erzählungen und Überlieferungen in fantasievoller Zusammenarbeit mit ihrem Mann entstanden sind. Die Entdeckung der Natur, die Inspirationen aus

der direkten Umgebung und die Hilfsbereitschaft vieler Heimatvereine haben die Sicht auf diese wundervolle Landschaft beflügelt. Jetzt sind mit Firoozeh's Teufelsmoor Saga längst vergessene Gestalten, Persönlichkeiten, Riesen, Fabelwesen und Geister in unsere Welt zurückgekehrt.

Titelabbildung:

Karin Bison-Unger/karibudesign: Roter Gerd Vordergrund, Torfkahn Hintergrund; Firoozeh's: Bildkomposition; Schriftatelier Hoyer: Schriftzug Teufelsmoor Saga und De Rode Gerd

Abbildungen:

Karin Bison-Unger/karibudesign (www.karibudesign.de): 28, 35, 55, 68, 72, 80, 106, 112, 120, 128, 148, 154, 162, 195, 203, 210, 217, 222, 238, 244. Moorperle Vertrieb: Bildmarke »De Rode Gerd«: 145; Copyright sämtliche Bildwerke: Firoozeh's; S. 55: Bildnis König Georg V. von Hannover: gemeinfrei; Kartendarstellungen als Hintergründe: 19, 45, 63, 89, 101, 137, 148, 173, 217 Quelle: Auszug aus den Geobasisdaten des Landesamtes für Geoinformation und Landesvermessung Niedersachsen © Jahr 2020



Ausführliche Informationen unter
www.worpswede-tipps.de/teufelsmoorsaga/

1. Auflage 2021

Copyright © Edition Falkenberg, Bremen
ISBN 978-3-95494-241-1
www.edition-falkenberg.de

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder irgendein anderes Verfahren) ohne schriftliche Erlaubnis des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Firoozeh's

Teufelsmao Saga

Band 1

DER ROTE GERD

Edition Falkenberg

*Dem Teufelsmoor,
seinem Geheimnis und seiner Schönheit.*

Firoozeh Milbradt

ANNO 1855

Vor langer Zeit im Teufelsmoor ... Das Königreich Hannover war dem Deutschen Zollverein beigetreten. In den entfernten Moorgebieten wurden deshalb die Kontrollen härter und die Abgaben höher. Kaum waren die Moorbauern der ersten Not entkommen, versuchten sie, sich durch Schmuggel gegen die neuen Abgaben zu wehren. Aber nur ein Mann stemmte sich mit aller Kraft gegen die Macht der Zöllner.

Es begann in einer Winternacht 1854, ein Jahr zuvor.



DIE BEGEGNUNG

Haaaaalt, anhaaaaaalten!« Die Stimme aus der Dunkelheit überschlug sich fast. Selten war dem Mann auf dem Torfkahn der Schreck derart in die Glieder gefahren. Nicht, dass die hünenhafte Gestalt Angst gekannt hätte, aber hier? Kommandos aus dem Nichts, mitten in der Wildnis, nachts und völlig unvermittelt?

Das Ruder schlug zur Seite und das schlanke Schiff stieß gegen das Ufer des Torfkanals am Ausgang zum Blockland. Der Mann mit den roten Haaren fluchte und schaute auf. Erst jetzt bemerkte er die beiden Uniformierten. Zwar bedrohten sie ihn nicht direkt mit ihren Waffen, die Pistolen trugen sie jedoch griffbereit und nicht weit entfernt lag ihr Dienstboot. In der mondhellen Nacht wirkte die Situation gespenstisch.

»Was wollt Ihr hier draußen und zu dieser Stunde?« Der Mann im Torfkahn ergriff die Initiative, denn er war es nicht gewohnt, auf Befehle zu hören. Während der vielen Jahre, die er im Teufelsmoor als Schmuggler und Händler unterwegs war, hätten weder er noch sonst jemand von einer Kontrolle dieser Art berichten können. Er beschloss, dem Problem sofort ein Ende zu setzen. Die Gelegenheit kam schneller als gedacht, denn vom Ufer her wurde gerufen: »Was habt Ihr geladen und wohin geht Euer Weg?«

Der Händler beugte sich am Mast hinunter zu einer Halterung, an der ein Tau befestigt war. Er griff in eine kleine Kiste und hakte etwas an die Halteleine, die er schlagartig losließ. Mit einem Ruck fiel das Segel wie ein Blitz herab und gleichzeitig schoss auf der anderen Seite zitternd eine Art weiße Schlange in die Höhe. Oben angekommen öffnete der Wind den eben noch gewickelten Stoff und trieb ihn über das Schiff als große Fahne hinaus. Darauf standen in blutroter Schrift die Buchstaben R'G.

Die abergläubischen Männer nickten vor Schreck ein. Sie schauten mit starrem Blick nach oben, um zu verstehen, was da gerade passierte. Zwei dumpfe Schläge und sie fielen benommen

auf den kalten Moorboden. Zu spät begriffen sie, dass sie sich mit dem Falschen angelegt hatten.

Der Mann fesselte die beiden Störenfriede an den Händen und schleifte sie zu ihrem kleinen Boot. Zusammengesunken saßen sie nun auf der Ruderbank. Er stand in seinen schweren Stiefeln vor ihnen, einen Fuß auf die Bordwand gestützt, und beugte sich zu den Gefangenen hinunter. Sein außerordentlich höflicher Ton unterschied sich deutlich von der sonst oft rauen Umgangssprache im Moor: »Werte Herren, was treibt Ihr hier?«

Nie zuvor waren die Männer mit einer derartigen Höflichkeit angesprochen worden. Sie schwiegen etwas beschämt und der Torfkahnfahrer, der aus einer anderen Welt zu kommen schien, fuhr fort: »Was steht Ihr hier mitten im Winter in der Kälte herum? Am Ausgang des Torfkanals von Bremen ins Teufelsmoor? Was sind das für Uniformen, die Ihr tragt, und warum bedroht Ihr mich mit Euren Waffen?«

Der Wind schob die Wolken fort und der Mond warf sein kaltes Licht auf die winterliche Landschaft. Über den beiden Booten wehte die lange Fahne und nur das Flattern des Stoffes durchbrach die Stille. Der Rothaarige beugte sich tiefer herab und schaute seinen Gefangenen direkt in die Augen.

»Wer seid Ihr?«, fragte er noch einmal.

Doch die Männer schwiegen beharrlich! Jetzt nahm der Schiffer die Pistolen an sich und brüllte die Uniformierten mit furchteinflößend tiefer Stimme an.

»Also noch einmal, warum seid Ihr hier?«

»Wir sind Beamte aus der neuen Zollstelle am Torfhafen in Bremen. Es ist unsere Aufgabe zu ermitteln, wer hier fährt und welche Waren transportiert werden. Die Königliche Regierung in Hannover hat einen Amtmann bestellt, der den Aufbau der neuen Kontrollpunkte im Teufelsmoor überwacht.«

»Was ist in den Kisten?«

»Das sind Waren, die wir anderen Schiffern abgenommen haben«, sagte der eine Uniformierte mit kleinlauter Stimme. »Wir handeln nach Recht und Gesetz! Sie hatten dafür in Bremen keinen Zoll bezahlt.« Der Dominanz des strengen Bootsführers hatten sie nichts entgegenzusetzen.

»Nun, dann lasst Euch sagen, dass im Teufelsmoor meine Gesetze gelten. Ich nehme diese Waren jetzt mit. Euch erlaube ich die Rückfahrt, damit Ihr dem Königlichen ›Amtsdingsda‹, diesem Beamten, sagen könnt, er soll das Teufelsmoor vergessen. Hier brauchen wir Eure Gesetze nicht.«

Eine Antwort wartete er nicht ab, entscherte eine der Pistolen, schnitt den Beamten die Fesseln durch und befahl ihnen, die Pakete auf sein Schiff umzuladen. Dabei wirkte die auf sie gerichtete Waffe Wunder. Alle Kisten waren flott verstaut und die beiden Pechvögel durften abfahren.

Mit den Rudern stakten sie ihren Kahn durch den Kanal zurück nach Bremen, wo sie den Vorfall sogleich dem Amtmann meldeten. Noch ganz unter Schock des ungeheuerlichen Vorfalls stehend begann einer der Beamten in der Bremer Zollstelle mit überzeugender Stimme zu berichten: »Amtmann, unsere Waffen sind bei einer Kontrolle verloren gegangen, zu beschlagnahmen gab es auch nichts. Überhaupt sind diese Moorbauern allesamt üble und dazu gewalttätige Schmuggler und wir sagen Euch, die kümmern sich einen Torf um unsere Vorschriften!«

Noch bevor der Amtmann etwas entgegnen konnte, begann der andere Zöllner sich zu rechtfertigen: »Amtmann, das wird nix mit dem Zoll im Moor! Die Moorbauern gehorchen nicht wie die braven Preußen! Das könnt Ihr uns glauben. Wenn Ihr einmal ins Moor kommt, werdet Ihr das schon merken, die haben ihre eigenen Gesetze.«

Der bunt uniformierte Amtsleiter saß am Tisch in der Zollstube, vor sich ein Blatt Papier und die Feder zum Schreiben in der Hand. Er zögerte! Was sollte er denn nun notieren? Wirklich erzählt

hatten die beiden Männer nichts. Darum ließ er nach kurzem Überlegen den Federkiel fallen, schob das Papier zur Seite und dachte: Die lügen doch beide! Das ist kein Fall, es gibt keinen Bericht, keine Akte und damit auch keine Blamage! Er wandte sich den Beamten zu, die mit hängendem Kopf vor ihm standen.

»Was Ihr feigen Gesellen Euch geleistet habt, ist abgrundtief peinlich. Heute will ich gnädig sein und schreibe keinen Bericht. Wer über den Vorfall redet, wird degradiert, ist das klar?«

Seine Untergebenen atmeten auf und schworen, kein Sterbenswörtchen verlauten zu lassen.

Genau jetzt wurde der Zeitpunkt verpasst, eine Warnung über den Widerstand im Moor an die Königliche Regierung nach Hannover zu senden.

Das traumatische Erlebnis hatte die beiden Zöllner verändert. Doch es fiel ihnen täglich schwerer, den Mund zu halten. Wenige Tage später plapperten sie bereits in den Kneipen über ihre unheimliche Begegnung und wie sie heldenhaft einen wilden Kerl vertrieben hätten. Je öfter sie ihre Geschichte erzählten, umso fantasievoller wurde sie ausgeschmückt, das Teufelsmoor gruseliger, der »Geistermann« unheimlicher und ihre Taten heldenhafter.

Während der Amtmann immer noch darüber nachdachte, einen Bericht zu verfassen, hatte der rabiate Torfkahnfahrer die Fahne eingeholt und hievte gleichzeitig mit dem Segel einen Stein am Mast in die Höhe. Doch weshalb beschäftigte sich der rätselhafte Mann mit diesen Spielereien, die ein normales Torfschiff nicht brauchte?

Das dünne Eis am Ufer knisterte beim Ablegen. Der Westwind schlug in das Segel und der Unbekannte fuhr auf das überschwemmte Blockland in Richtung Hamme bis in das weite Teufelsmoor, wo die dunklen Baumreihen am Horizont das Segel verschluckten. Nur der Wind blieb flüsternd zurück und weil keine Akte der Regierung den Vorfall erwähnte, geriet er in Vergessenheit.

Einige Jahre zuvor.

*Die mutige Entscheidung einer jungen Frau,
sollte das Teufelsmoor für immer verändern.*



DRAMA AUF HOF JEWENHUBER

Johannes Jewenhuber hatte einen Moorhof übernommen, der bereits in fünfter Generation geführt wurde. Von weiter nördlich aus der Gegend um Stade hatte er in dieses Gehöft eingeheiratet und brachte Sitten und Gebräuche mit, die hier neu waren. Sowohl für die Familie als auch den neuen Hausherrn schien sich diese Verbindung glücklich zu entwickeln. Vor allem Johannes hatte sich im Paradies gewöhnt, denn sofort und ohne eigene Leistung war er zu einem reichen Bauern im Dorf Teufelsmoor aufgestiegen.

Diese Ortschaft war die einzige wohlhabende in der gesamten Umgebung. Ganz im Gegensatz zur Region Teufelsmoor zwischen Bremen, Bremerhaven und Hamburg, die vor Jahrhunderten aus unwegsamen morastigen Flächen bestand und von natürlichen oder menschengemachten Kanälen durchzogen wurde. Wo eine Entwässerung gelang, konnten die Moorbauern mit harter Arbeit Torf stechen. Durch den Verkauf der Torfsoden als Brennmaterial vor allem in der Hansestadt Bremen entkamen sie langsam der Armut. Aus dieser Zeit stammte die überlieferte Klage: »Dem Ersten der Tod, dem Zweiten die Not, dem Dritten das Brot«

Ganz anders war es dagegen im gleichnamigen Dorf Teufelsmoor. Auf das Jahr 1335 datiert die erste Erwähnung und zeigt, dass diese Ortschaft bereits mehrere Jahrhunderte vor allen anderen Siedlungen existierte. In diesem wohlhabenden Dorf standen auf den Höfen bereits große reetgedeckte Bauernhäuser und die Menschen lebten mit ihrem Vieh unter einem Dach. Einen kleinen Torfstich unterhielten die Bauern in der Nähe des Hauses, wo sie Brennmaterial für den Eigenbedarf abbauten. An den mühsamen Transport und den Verkauf nach Bremen dachte hier kaum jemand. Etwas nördlich zog sich ein sandiger Geestrücken am Dorf entlang, dessen dichter Wald und die vorgelagerten Wiesen Jagd und Viehzucht erlaubten. Selbst Pferde wurden in großer Zahl bis weit in das Umland verkauft. Schließlich hieß es in den ärmeren Gegenden: »Die da im Dorf Teufelsmoor, das sind die Grasbarone!«

So einer wurde Johannes Jewenhuber, als er die Witwe Gesine Heißenbüttel geheiratet hatte, und weil er bis dahin zeitlebens hart hatte arbeiten müssen, stieg ihm die neue Position zu Kopf. Die Erwartungen seiner neuen Frau passten nicht zu Johannes, denn sie hatte die große Hofstelle mit ihren jungen Söhnen und der erwachsenen Tochter Elsbetta lange Zeit und fast bis an das Ende ihrer Kräfte allein bewirtschaftet. Nun hofften sie, dass sich durch den neuen Bauern die Situation bessern würde. Anfänglich verlief das Leben auch harmonisch und Johannes hatte sich bemüht, seiner neuen Rolle gerecht zu werden. Jedoch konnte er den schönen Schein eines guten Familienlebens nicht lange aufrechterhalten, denn im Grunde seiner Natur war er arbeitsscheu, und so kam es bald zu Diskussionen um die Pflichten auf dem Hof. Gesine versuchte zu retten, was zu retten war, ermunterte ihren Mann, versuchte es mit Liebe und Verständnis und schließlich mit Streit.

Der Bauer hat immer recht. Das jedenfalls war Jewenhubers Devise, und in der Folge entwickelte sich Johannes zu einem nörgelnden Dickkopf und Tyrannen. Seine Frau versuchte stets, ihn zu besänftigen, aber als hätte sie Brenntorf in die Glut geschleudert, geriet Johannes dadurch nur noch mehr außer Kontrolle. Das Verhältnis zu seiner Familie und der Nachbarschaft verschlechterte sich von Tag zu Tag.

Das Drama begann, als das unberechenbare Familienoberhaupt eines Tages seine Frau und die Stiefkinder zu sich rief. Sie versammelten sich an der Feuerstelle in der Mitte des Hauses, die das Vieh vom Wohnbereich trennte, und Johannes verkündete, dass er nun einiges zu erklären hätte, damit alle wüssten, wie es in Zukunft auf dem Hof zu laufen habe. Es folgte eine lange Liste von Vorschriften und sodann befahl er zwei Knechte herein, die zuvor genaue Anweisungen erhalten hatten. Sie nahmen ihre schweren Hämmer und schlugen aus der seitlichen Hauswand zwei der gemauerten Gefache heraus, sodass ein schmaler Ausgang entstand. Eine vorbereitete

Tür wurde eingebaut und sofort verschwanden die Handwerker kopfschüttelnd wieder, weil sie nicht einmal wussten, wozu diese Vorführung gut gewesen sein sollte.

Johannes aber hatte damit seine Macht demonstriert. Er stand auf und sagte in überheblichem Ton: »Da, wo ich herkomme, haben alle Häuser diese kleine Pforte, die wir Brauttür nennen. Sie dient nur einem Zweck: Wenn die Bäuerin stirbt, ist dies ihr letzter Weg. Niemals sonst wird die Tür geöffnet. Der tägliche Anblick soll der Frau ins Bewusstsein rufen, dass sie vor ihrem Tod den Hof nicht verlassen darf. Ich will, dass dir das ab jetzt klar ist!«

Er wandte sich seiner Frau zu, die mit einem Rest an Stolz kerzengerade dasaß und sich auf die Lippen biss. Innerlich hatte sie beschlossen, dass sie diesen Verrückten nie mehr unterstützen würde. Doch ihre Erkenntnis kam zu spät. Johannes, nun erst richtig in Fahrt gekommen, wandte sich der Stieftochter zu.

»Elsbetta, merke dir das gut! Du wirst eines Tages auf einen anderen Hof einheiraten. Sei dort nicht so zänkisch wie deine Mutter hier, denke immer an diese Tür!« Leider übersah Johannes bei seiner Tochter etwas Wesentliches. Da im Königreich Hannover bereits seit 1845 Schulpflicht bestand, konnte der Stiefvater ihr das Lernen nicht verbieten, was er des Öfteren versucht hatte. Da sie selbst interessiert alles Wissen in sich aufnahm, war sie gebildeter, als Johannes es sich je hätte träumen lassen. Also schwieg sie und beschloss für sich: Irgendwann verlasse ich das alles hier, seine Brauttür ist doch nicht für mich. Die Söhne saßen zusammengesunken da und wussten ebenfalls nichts zu sagen. Schließlich ging dieser unangenehme Tag zu Ende.

Später im Winter erkrankte Johannes schwer und er, der ein Baum von einem Mann war, rang plötzlich mit dem Tode. In seiner Überheblichkeit war er stets davon ausgegangen, dass ihm das nicht passieren könnte. Denn sonst hätte er wohl nicht vor seiner Krankheit von

der Sitte berichtet, dass der Familienrat beschließen musste, ob als Hoffnung für die Genesung ein Huhn geschlachtet und nur für den kranken Bauern zubereitet werden sollte. Denn schon lange wurde allseits vermutet, dass dieses Federvieh Leben retten konnte. Die Familie musste abwägen, was wertvoller war, das Huhn zu behalten oder die Aussicht auf das Überleben des Familienoberhauptes.

Der Familienrat tagte, aber nur Elsbetta war dagegen, das Huhn zu opfern. Schließlich überstand Johannes die Krankheit, aber das Familienleben wurde nicht besser. Im Gegenteil, es war die Hölle und Elsbetta dachte nur noch an Flucht, egal wohin! Weder der Mutter noch den Söhnen gelang es, Johannes zu überzeugen, den Weg des persönlichen Niedergangs zu verlassen. Im Gegenteil, er stritt über jede Kleinigkeit und begann die Nachbarn zu schikanieren, bis der Moorkommissar Erasmus Castell höchst persönlich einschreiten musste.

Nichts half, die Streitigkeiten nahmen zu. Und egal, um was es ging, am Ende waren sich alle spinnefeind, ohne zu wissen, was genau der Anlass gewesen war.

Um endlich Ruhe zu haben, gingen die Familienmitglieder und Dorfbewohner dem Bauern Jewenhuber mehr und mehr aus dem Weg. Denn wer den Frieden nicht in sich trägt, musste bereits auf Erden in der Hölle sein, glaubten sie. Elsbetta konnte ihrem Stiefvater die Ungerechtigkeiten und Erniedrigungen nicht verzeihen. Sie musste zusehen, wie schlecht er vor allem ihre Mutter behandelte und dass Fortuna den Hof nach und nach verließ. Sie konnte bereits vorhersehen, welche Folgen das für ihr Leben haben würde.

Niemand in ihrer Familie bemerkte ihren Gemütszustand, denn sie erledigte weiterhin fleißig ihre tägliche Arbeit. Doch eines Tages folgte sie ihrem Traum nach Freiheit und verließ den Hof, ohne sich zu verabschieden.



*Es gibt Momente, die nur in diesem einen Augenblick wirken.
Ob sie verpasst oder angenommen werden, verändert die Zukunft.
Elsbetta musste sich gleich zweimal entscheiden.
Erst verließ sie den Hof und dann ...*



EINE NEUE ZUKUNFT

Im Westen schlängelte sich der Fluss Beek am Dorf Teufelsmoor vorbei. Rechts und links der Windungen gab es sumpfige Bereiche, flache Gewässer und unübersichtliche Torfinseln, die mit niedrigen Birken bewachsen waren. Absichtlich fuhr dort niemand hinein, denn man konnte dort schnell die Orientierung verlieren. Außerdem hielt der Aberglaube viele Menschen davon ab, die Gegend zu erkunden, denn die Sage von dem Riesen Hüklüt, der bei seinem Weg durch den Sumpf diese zerklüftete Moorlandschaft geschaffen haben soll, machte vielen Menschen Angst. Wer aber ein Versteck brauchte oder unerkannt bleiben wollte, suchte Schutz in dem Labyrinth der Wasserläufe.

Es war genau diese Flusslandschaft, die Elsbetta die Gelegenheit bot, der Beek ein Stück nach Süden zu folgen, während sie den Verkehr der Torfkähne auf dem schmalen Fluss beobachtete. Diese kamen von Norden aus dem Torfgebiet Huvenhoopsmoor und hatten Bremen zum Ziel. Auf dem Fluss konnten die beladenen Schiffe nicht segeln, sondern mussten mit Stangen geschoben oder getreidelt, also mit Tauen vom Ufer gezogen, werden. Elsbetta war als Kind erst ein Mal in der für sie weit entfernten Stadt gewesen und bereits dieser erste Eindruck hielt ihre Fantasie gefangen. Ihr Vater hatte sich Zeit genommen und sie sah die Baustelle des Bahnhofs, den Hafen an der Schlachte mit den riesigen Masten der Hochseesegler und die herrschaftlichen Stadthäuser. Sie hatte sich den Anblick der reich dekorierten Häuserfassaden eingeprägt und träumte seitdem einen unerreichbaren Traum!

Jetzt schaute sie auf den Fluss und fragte sich, ob wohl ein Torfschiffer anhalten würde, um sie mitzunehmen, ihrem alten Kindheitstraum entgegen. Obwohl sie die gruseligen Geschichten über Schmuggler und Verbrecher auf den Flüssen kannte, beschloss sie, ihre Bedenken abzuschütteln und bald einen Kahn anzuhalten. Ihr fiel ein großer Mann in einem Torfkahn auf, der nicht die übliche Ladung führte und mühelos durch das Wasser glitt. Mit wehendem

Mantel stand der Schiffer am Ruder und obwohl er mit den langen roten Haaren besonders auffällig war, beachteten ihn die anderen Torfschiffer nicht.

Als ob er unsichtbar wäre, überlegte Elsbetta laut und schaute kurz auf zum Horizont, ob noch weitere Schiffe folgten. Aber nichts war zu sehen, und als sie sich wieder umdrehte, erschrak sie. Plötzlich war auch der sonderbare Torfkahnfahrer verschwunden!

Er ist tatsächlich unsichtbar!, dachte sie noch.

Ihr erster Versuch, ein Schiff nach Bremen zu finden, war zu zaghaft gewesen.

Morgen werde ich jemanden anhalten, versprach sie sich selbst, denn allein konnte sie nicht lange in der Wildnis am Fluss bleiben.

In der sternklaren Nacht zogen nochmals die schlimmen Erlebnisse mit ihrem Stiefvater in ihren Gedanken vorüber und trotz aller Bedenken vor einer ungewissen Zukunft fühlte sie sich das erste Mal richtig frei.

Am nächsten Morgen kamen die immer gleichen Schiffe in Sicht. Die Torfstecher schafften Unmengen an Brennmaterial nach Bremen und Elsbetta beobachtete wieder den Fluss, denn sie war entschlossen, endlich einen Torfkahn anzuhalten. Doch ihr fehlte der letzte Entschluss. Sie war unsicher. Wie sollte sie ihre Bitte um Mitfahrt signalisieren? Und würde überhaupt jemand anhalten? Alle Torfschiffer wirkten abwesend, standen mühevoll gebeugt auf ihren Kähnen und sahen nicht einmal zu ihr herüber. Sie schaute bereits längere Zeit auf den Fluss und als um die Mittagszeit die letzten Boote an ihr vorbeigefahren waren, schien die Gelegenheit abermals verpasst zu sein.

Sie nahm ihr Bündel wieder auf, um es am nächsten Tag erneut zu versuchen. Da entdeckte sie ein Segel am Horizont, das über die Landschaft zu schweben schien und schnell vorankam.

Ein Segel?! Hier, wo alle anderen Torfbauern ihre Kähne nur mit Körperkraft bewegten? Wer kann denn auf dem schmalen Fluss

segeln? Geht das überhaupt?, dachte sie. Eine Flussbiegung weiter kam das Boot in Sicht. Darauf stand am Ruder der Schiffer mit den roten Haaren.

Elsbettas Impuls traf sie wie ein Donnerschlag. Sie hob die Hand, winkte zu ihm hinüber und fühlte das Herz bis zum Hals klopfen, als der Mann zu ihr herüberschaute und sich sofort wieder abwandte. So etwas hatte er noch nicht erlebt, eine Frau, die mitfahren wollte? Unmöglich! Doch Elsbetta kannte nur ihr Ziel, die Stadt Bremen! Sie rief und winkte mit einem Tuch, bis er ihr mit einer knappen Geste bedeutete, sie möge warten.

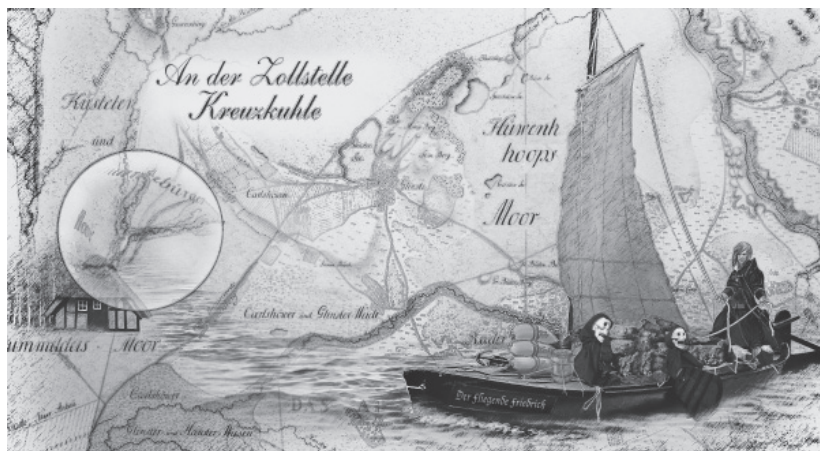
Doch sie glaubte es nicht! Weiter und weiter war er fast an ihr vorbeigefahren. Vor Schreck sprang sie zurück, denn mit einem lauten Knall zog ein Stein plötzlich das Segel nach unten. Ein Griff ans Ruder genügte und mit dem letzten Manöver kam das Schiff am Ufer zum Stillstand. Im weichen Moorboden fielen Elsbettas zitternde Knie nicht auf. Der fremde Torfkahnfahrer sprach sie an.



ANNO 1855

Die Moorbauern waren zunehmend verärgert über die verschärften Zollkontrollen. Niemand wurde mehr mit einem lockeren Gruß durchgewunken. Nur ein Mann leistete Widerstand. Mit dieser Schmuggeltour eskalierte der Konflikt.

*Tagebucheintrag eines Schmugglers:
Welche Zeit ist hier heraufgezogen? Kaum sind die
Menschen ihrer ersten Not entkommen, werden sie von einer
fernen Regierung ausgeraubt! Wo liegt schon Hannover?
In meinem Lorn bin ich nicht allein.*



AN DER ZOLLSTELLE

Die zwei Figuren mit den Totenköpfen auf der Bordwand bewegten sich mit dem Schiff auf und ab, so hatte es den Anschein, als würden sie sich in jeder Kurve übergeben müssen. Der tollkühne Torfschiffer, der hier sein Boot durch die Gräben, Kanäle und den Fluss Oste trieb, wollte schnell zu seiner versteckt liegenden Moorkate, um wertvolle Waren in Sicherheit zu bringen. Er kam aus dem Norden zurück. An der Elbe hatte der Bau der Festung Grauerort begonnen und er hatte es geschafft, dass die Soldaten aus der Umgebung zusammen mit dem Baumaterial auch Schmuggelwaren für ihn abzweigten. Diese versteckten die Wachhabenden für ihn am nächsten schiffbaren Graben. Ganz anders funktionierte das »System Gerd«, wie er es selbst nannte, in Stade.

Im Stadthafen am Kran mit dem Tretrad legten ihm sogar die Lademeister seine Bestellungen beiseite, damit sie auch hier nicht verzollt wurden. Von Hamburg bis Lüneburg, von Buxtehude bis hinauf nach Otterndorf standen geeignete Leute auf seiner Liste für Bestechungstaler. Dieser mutige Torfkahnfahrer erhielt seine Waren stets zollfrei in den Häfen und schmuggelte außerdem noch im Teufelsmoor. Sein Gewinn war beträchtlich. Doch seit einer Weile spürte er, dass die Zollkontrollen härter wurden und es stand zu befürchten, dass sich sein illegales Geschäft bald in Luft auflösen könnte. Seinen Ärger über die Zollvorschriften hielt er nur mit Mühe zurück und neue Ideen waren nicht in Sicht.

Die Eile auf der heutigen Fahrt hatte einen Grund. Immer wieder schaute er auf seine Taschenuhr. Ihm selbst war Zeit nicht wichtig, er hatte genug davon. Aber er kannte den Dienstplan der Zöllner am Hafen der Kreuzkuhle. Unbedingt wollte er noch hindurch, solange die Beamten Georg und Heinrich Dienst hatten.

Die reinsten Angsthasen, dachte er ironisch, die werden sich an mein Schiff mit den Totenschädeln nicht herantrauen!

Gerd war ein wagemutiger Händler mit besonderen Fähigkeiten, der sich selbst als Kaufmann bezeichnete. Er bediente seine Kunden

mit preiswerten Waren und sah sich eher als Wohltäter, der auch die ausgefallensten Wünsche zu erfüllen versuchte. In Gesprächen gab er sich stets friedfertig und harmlos, dabei setzte er seine Interessen neuerdings sogar gewaltsam gegen die Obrigkeit durch.

Da er in keiner Akte der Königlichen Regierung auftauchte, wurde auch nicht nach ihm gefahndet. Weder die Beamten noch die Moorbauern wussten Genaueres über ihn. Schließlich festigte sich wegen der roten Haare sein Ruf als Roter Gerd oder De Rode Gerd, wie es in der Sprache des Teufelsmoores hieß.

Bisher war er aufgrund seiner Erscheinung und der seines Bootes nur selten kontrolliert worden. Viele Menschen glaubten noch an Gespenster und sicherheitshalber schauten viele Zöllner zur Seite, wenn er mit den Totenschädeln an Bord vor ihnen auftauchte. Auf diese Weise konnte er die meisten Zollstellen unbehelligt passieren, doch wie lange würde dieses Spiel noch gutgehen?

Es geschah an einem späten Sommerabend: *Der Fliegende Friedrich*, das Boot des Roten Gerd, näherte sich der Hütte am Torfschiffhafen Kreuzkuhle im Norden des Teufelsmoores. Zufrieden stellte der Schmuggler fest, dass er gut in der Zeit lag und vor der Ablösung der Zöllner Georg und Heinrich eintreffen würde.

Perfekt, dachte er, während er den beiden Königlichen Zollbeamten zuwinkte und einfach weiterfahren wollte. Sie ließen ihn jedoch anhalten und er sollte die Ladung deklarieren. Offensichtlich war es mit der Wirkung der Totenköpfe vorbei. Er habe nur Torf, ließ er die Kontrolleure wissen, dieser sei fast zollfrei und er habe sowieso kaum Ware dabei, das Boot sei eben klein. Dennoch musste Gerd etwas von der Ladung Brenntorf beiseiteschieben.

Darunter kamen Säcke zum Vorschein, die Gerd nicht angemeldet hatte. Die Zöllner zogen nun alle Register ihrer Königlichen Autorität, bestiegen ungefragt das Boot und rissen die Jutebündel grob auf.

Über dieses rücksichtslose Vorgehen wurde der Schiffer so zornig, dass er ohne Bedenken seine Größe und Kraft nutzte und die Beamten kurzerhand niederschlug und sie von seinem Schiff schleifte. Jedoch gaben die nicht auf, rappelten sich wieder hoch und rissen im erneuten Kampf einige Strähnen der langen Haare ihres Gegners aus.

Aber es half nichts, die Zöllner gingen endgültig zu Boden. Gerd ließ sie ohnmächtig am Anleger zurück, sprang in sein Boot, riss es los und stakte in Richtung Worpswede davon. Nach kurzer Zeit bog er in einen der schmalen Kanäle zu einem seiner zahlreichen Verstecke ein und blieb zur Sicherheit einige Zeit verborgen.

Die Beamten erwachten erst aus ihrer Ohnmacht, als kaltes Wasser aus einem Eimer ihre Köpfe traf. Weil sie nicht nach Hause gekommen waren, hatten die Ehefrauen nach den beiden gesucht und sie reglos am Anleger gefunden. Sie halfen ihnen auf die Beine und versuchten zu verstehen, was hier geschehen war.

Was Georg und Heinrich zu berichten hatten, war unerhört! Noch nie hatte es einen derartigen Überfall auf eine Zollstelle gegeben. Die Nachricht verbreitete sich in Windeseile und mit jeder neuen Erzählung wurden weitere dramatische Ereignisse dazu erfunden.

Dieser eigentlich kleine Zwischenfall wurde auf diese Weise zu einem kapitalen Verbrechen ausgeweitet. War das Verhältnis der Moorbauern zu den Zöllnern seit ihrer Indienststellung niemals gut gewesen, so verschlimmerte es sich nun zusehends. Am Roten Gerd sollte sich nun die Wut der Zöllner entladen.

Die beiden Pechvögel hätten ihre Niederlage am liebsten verschweigen wollen. Doch nachdem sie von ihren Frauen ohnmächtig und verletzt aufgefunden worden waren, gab es nichts mehr zu verbergen. Die Frauen hatten ihre Männer gepflegt und, wo sie nur konnten, über deren Heldentaten berichtet, ohne zu wissen, was wirklich passiert war.

Das brachte die armen Zöllner in eine unangenehme Situation. Sie würden dem Moorkommissar alles genau erklären müssen. Aber was sollte das sein? Sie hatten einen Torfkahn kontrolliert und waren angegriffen worden. Nach einem dumpfen Schlag waren sie ohnmächtig in einen tiefen Schlaf gefallen.

Die Nachrichten über die erfundenen Superkräfte der Zollbeamten sprachen sich im Teufelsmoor schneller herum, als Torfkähne fahren konnten. Als die Berichte des Überfalls schließlich an Moorkommissar Erasmus Castell in Gnarrenburg herangetragen wurden, erreichte die Geschichte einen neuen Höhepunkt. Eine einfache Zollkontrolle, die in einen gewalttätigen Übergriff auf die Beamten geendet hatte, sollte jetzt zum Überfall eines tobenden Riesen geworden sein. Es hieß, das gesamte Teufelsmoor sei nun in Gefahr.

Nicht zuletzt wegen dieser abenteuerlichen Gerüchte beschloss Erasmus Castell, den mysteriösen Fall persönlich zu leiten und ließ sich zur Untersuchung am Torfschiffhafen Kreuzkuhle anmelden.

Wenige Tage später traf er mit seinem Adjutanten an der Zollstelle ein.



Zu den hoheitlichen Aufgaben eines Moorkommissars gehörten die Gründung von Dörfern und der Bau von Kanälen. Neu war, dass Erasmus Castell zu einer Zollstelle gerufen wurde, an der ein Kampf stattgefunden hatte.



ERASMUS CASTELL ERMITTELT

Das Dienstboot rauschte in flotter Fahrt heran, es trug den Namen des ersten großen Moorkommissars, Jürgen Christian Findorff. Dessen Wappen flatterte als Wimpel am Bug und sollte die Würde des Moorkommissars unterstreichen. Während sich der Adjutant in der Gegend umhörte, saß Castell den Zollbeamten Georg und Heinrich gegenüber, die sich von dem Vorfall etwas erholt hatten, und begann die Befragung. Ob echt oder gespielt, sie redeten wirr durcheinander und keiner von beiden wollte sich genau erinnern. Wer gibt schon gern zu, im Kampf verloren zu haben?

Erasmus Castell spürte sofort, dass er belogen wurde. Er unterbrach das Verhör, ging zum Hafen hinunter und untersuchte den Ort des Verbrechens. Am Anleger fanden sich einige Blutspuren, etliche lange rote Haare sowie ein abgerissenes Tauende. Seinem geübten Auge fielen die Fußspuren eines Kampfes auf, die sich über die Tage erhalten hatten.

Mit den neuen Fakten befragte der Kommissar erneut die beiden Pechvögel. Für Georg und Heinrich gestaltete sich eine plausible Erklärung schwerer als gedacht. Heinrich wollte sich gar nicht erinnern können und Georg versuchte, sich zum Helden aufzuspielen.

»Wir haben einen riesigen Torfkahn angehalten, soooo groß!« Er unterstrich die Aussage mit einer Geste seiner Arme, die er weit ausbreitete. »Obwohl das Schiff kaum beladen war, lag es ziemlich tief im Wasser. Das fanden wir sonderbar. In der Dämmerung konnten wir eine riesige Gestalt mit rotem Haar am Steuer erkennen.« Schließlich verstummte er unter der Last seiner Erinnerung.

»Was ist dann passiert?«, fragte Seine Exzellenz Moorkommissar.

»Gar nichts!« Heinrich gab vor, keine Ahnung zu haben.

»Schweig!« Der ärgerliche Ruf seiner Frau ertönte. »Weißt du noch, wie du zugerichtet gewesen bist? Albträume hattest du, hast im Schlaf fantasiert und gesprochen. Ein Riese ist aus dem Boot gestiegen, so groß, dass das leichte Schiff danach hoch aus dem Wasser herausragte. Es muss also ein Riese gewesen sein!«

Heinrich fiel gedanklich zurück in die Schrecken der Nacht und sein Gehirn blockierte die Ereignisse. Er schwieg. Georg aber nutzte die Gelegenheit. Jetzt konnte er seine Geschichte noch weiter ausbauen, denn es gab ja den Bericht der Frau.

»Ja. Genauso ist das gewesen«, sagte Georg mit vollster Überzeugung. »Es war ein Riese mit feuerroten Haaren. Hein und ich, wir haben tapfer gekämpft, hatten aber keine Chance!«

Ob Hüklüt aus dem Moor wieder erwacht war? Der Riese wäre wohl bald in Vergessenheit geraten, denn seit Jahrzehnten hatte es keine Berichte mehr über sein Erscheinen gegeben. Der Legende nach soll er in Worpswede beim Stolpern den Weyerberg aufgeworfen haben. Es hieß, er habe Ochsen und Menschen verspeist und sei durch eine List im Moor versunken. Aber nach vielen Jahren der mündlichen Überlieferung konnte niemand mehr mit Sicherheit sagen, was genau damals geschehen war.

Mit dem Hinweis auf den Riesen konnte Georg wunderbar erklären, weshalb er im Kampf nicht bestanden hatte. Aber als gebildeter Mann glaubte der Moorkommissar nicht an Riesen. Vielleicht gab es sie in der Einbildung, aber doch niemals in der Wirklichkeit!

Etwas unsicher reagierte er hingegen beim Anblick der immer noch verängstigten Männer und auch die langen roten Haare, die er gefunden hatte, machten ihn stutzig. Er wusste nicht, wie er das alles einordnen sollte. Die Geschichte mit Hüklüt war für ihn Unfug, soviel war klar. Andererseits passten die Schilderungen der Männer dazu. Er fragte sich, ob das stimmten konnte.

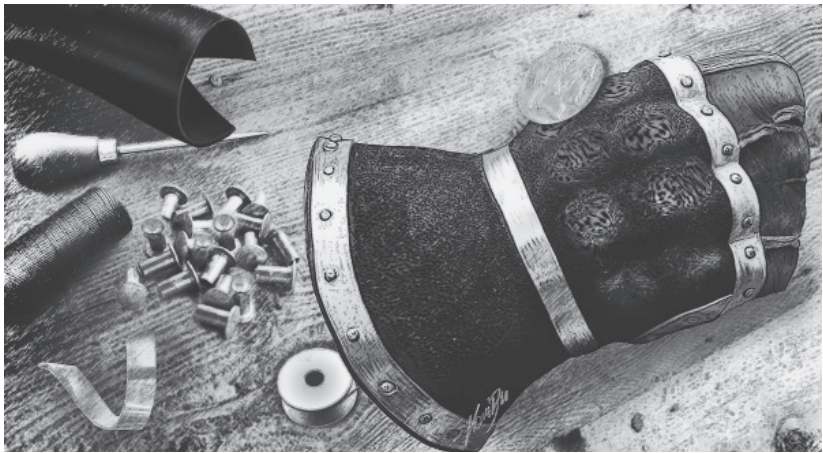
In diesem Augenblick winkte ihn sein Adjutant herüber, der sich an der Seite des Hafens umgeschaut hatte, wo weitere Spuren des Kampfes erkennbar waren. Erasmus Castell holte Papier und Stift. Ein übergroßer Fußabdruck erregte sein Interesse. Die Männer waren davon überzeugt, darin die Buchstaben R'G zu erkennen. Castell zeichnete die Konturen nach.

»Aber nein, ich kenne alles und jeden, solche Stiefel fertigt im Teufelsmoor kein Schuster an. Dieses mächtige Schuhwerk stammt wahrscheinlich von weiter weg und es ist zu groß für normale Schuhe oder Stiefel und auch noch mit Initialen versehen? Wozu sollte das jemand brauchen?«

Die Schlussfolgerung, die mehr Frage als Antwort war, erschien ihm selbst unglaublich. Er legte seine Zeichnung in die Akte und beschloss, später weiter darüber nachzudenken. Denn es gab keine sicheren Anhaltspunkte, dass der Fußabdruck tatsächlich dem Überfall zuzuordnen war.

Der Moorkommissar beschloss, einen Steckbrief des Riesen zeichnen und drucken zu lassen, um ihn an geeigneten Orten auszuhängen: eine übergroße Gestalt mit roten Haaren und zornig entschlossenem Gesicht. Allerdings immer noch so, dass es auch ein großer Mann sein konnte. Der Kommissar ahnte nicht, wie nahe er damit dem Aussehen des Roten Gerd kam.





DER SCHWARZE HANDSCHUH

Gerade nach der letzten Aktion war die Legende des Roten Gerd wie von selbst gewachsen. Nach dem zweiten Vorfall und seiner Flucht aus dem Hafen Kreuzkuhle hatte sich der Schmuggler in eines seiner Verstecke ins Moor zurückgezogen.

Wie gut, dass ich vorgesorgt habe, dachte er, während sein Kahn um die Schilfinselfn im flachen Wasser glitt. An verschiedenen Stellen im Moor hatte er sich einige winzige Hütten gebaut, die als Verstecke dienten, wohin er sich im Fall der Fälle zurückziehen konnte.

Nun zog er den Kahn die letzten Meter bis zu dem getarnten Unterstand. Das Provisorium aus schrägem Dach, Zweigen und Gras konnte bestenfalls als Zuflucht für kurze Zeit dienen.

Leben wie ein Hund? Ich doch nicht, wiederholte er einmal mehr in Gedanken sein Motto.

Doch für den Moment gab er sich mit der Situation zufrieden und kümmerte sich um die Wunde über der Stirn und die kahlen Stellen, wo ihm die Zöllner die Haare ausgerissen hatten. Sorgen bereitete ihm jedoch seine rechte Hand, denn seine Hiebe hatten Wunden bis auf die Knochen verursacht. Da er nicht das erste Mal einen Kampf mit der Faust hatte entscheiden müssen, sollte ihm das nicht wieder passieren. Obwohl Gerd im Umgang mit Waffen geübt war, mochte er sie nicht einsetzen, solange es andere Möglichkeiten gab. Die aktuelle Verletzung brachte ihn auf eine Idee.

»Gut, das nächste Mal schlage ich so fest zu, dass es gar nicht erst zum Kampf kommt. Das wird besser klappen, wenn meine Faust geschützt und besonders schwer ist.«

Er überlegte kurz und nahm eine kleine Truhe aus dem Torfkahn. Die Werkzeuge, das Garn und ein Bündel schwarzer Ziegenhaut verteilte er auf der Sitzbank. Das Leder schnitt er in Form seiner Hand zurecht und fügte sie zu mehreren Schichten zusammen. Dann nahm er Goldmünzen aus der Truhe, die er in einer Reihe und in mehreren Lagen zwischen die Lederschichten legte. Zusammen genäht entstand ein langer Lederschutz. Zur Verstärkung nietete er

noch einige Messingbänder um das Leder, um alles sicher zusammenzuhalten. Anschließend verkürzte Gerd den Handschuh vorne so weit, dass die Finger herausragten und die Hand ihre Beweglichkeit behielt. Das war wichtig, damit er seine Taschenuhr bedienen konnte.

Überrascht zeigte er sich über das Gewicht des Goldes und dachte: Gut, ich werde trainieren und mich daran gewöhnen. Jedenfalls ist mein Vermögen nun für alle Fälle sicher und dient mir zusätzlich als Waffe. Wer diese Faust spürt, steht so schnell nicht wieder auf. Davon war er überzeugt.

Die Verletzungen heilten rasch, sodass sich Gerd nach einer Woche aus seinem Versteck traute und zwischen anderen Transportschiffen den Fluss Beek hinunter zurück zu seiner Moorkate fuhr. Die anderen Torfschiffer wunderten sich, warum er das Ruder mitten im Sommer mit einer schwarzen Faust hielt!

Und weil sich niemand die Funktion des Handschuhs erklären konnte, wurden dem Schmuggler magische Kräfte nachgesagt.



*Die Unabhängigkeit, die der Rote Gerd ausstrahlte,
erschien so andersartig als das entbehrungsreiche Leben
der fleißigen Moorbauern. Gerd sprach wenig und zog
es vor, als Einzelgänger glücklich zu sein.*



VERBORGEN IM TEUFELSMOOR

Der Rote Gerd folgte der Beek, die in Richtung Süden zur Hamme floss, und genoss es, sich ohne Eile von der leichten Strömung mitnehmen zu lassen. Nach zwei Stunden Fahrt kamen linker Hand in der Ferne die Fachwerkhäuser des Dorfes Teufelsmoor in Sicht. Später, als die in der Landschaft verteilten Gehöfte kaum mehr zu erkennen waren, wurde er aufmerksam. Nach links in Richtung Osten öffnete sich die Flusslandschaft in mehrere Seitenarme. Mit Schilf und niedrigen Birken bewachsene Torfinseln trieben mit dem Wind im Wasser und veränderten ständig ihre Position. Das erschwerte die Orientierung.

Und weil niemand sonst einen Grund sah hier einzufahren, hatte sich der Schmuggler diese Gegend als sein sicheres Zuhause ausgesucht. Tief im Gewirr der Wasserläufe erreichte er vor einer erhöht liegenden Torfkuppe sein Ziel. Niemand hatte bemerkt, wie er in dieses natürliche Labyrinth eingefahren war. Wieder einmal war es ihm gelungen, sich den neugierigen Augen des Teufelsmoores zu entziehen.

Mühsam war der Aufbau seiner Moorkate aus Holzbalken gewesen, die er heimlich mit dem Kahn herangeschafft hatte. Die Öffnungen des Fachwerks waren mit Weidengeflechten verschlossen und mit Lehm eingestrichen worden. Für das Dach hatte der geschickte Baumeister das Schilfrohr aus dem Fluss verwendet. Dabei hatte er darauf geachtet, dass die Moorkate genauso aussah wie die meisten anderen in der weiten Umgebung. Sollte also zufällig jemand auftauchen, wäre der Anblick nichts Besonderes. Hier konnte er unerkannt leben und tatsächlich war ihm hier noch nie jemand begegnet.

Als der sonderbare Mann vor vielen Jahren ohne Identität in das Teufelsmoor gekommen war, hatte er sich dieses Versteck gesucht. Er gehörte keiner Dorfgemeinschaft an und sprach kaum ein Wort mit anderen Menschen. Nur wenn es nicht anders ging, stellte er sich als Gerd vor.

Wegen seiner ungewöhnlichen Größe und der roten Haare nannte man ihn bald »De Rode Gerd«. Er wurde im Teufelsmoor der Händler für Waren, die es sonst selten zu kaufen gab. Seine Kontakte reichten schließlich bis in die Städte rund um das Teufelsmoor und darüber hinaus.

Gerd hielt seinen Aufenthaltsort geheim. Unsichtbar zu sein, erhöhte die Neugier der Umgebung und so sehr die Menschen mehr über ihn erfahren wollten, es gelang ihnen nicht. Niemand konnte sich eine illegale Existenz ohne Anmeldung bei der Königlichen Regierung vorstellen. Dass es Gerd von weit außerhalb ins Teufelsmoor verschlagen haben musste, wurde allseits vermutet. Zu ungewöhnlich klang seine Sprache. War er freiwillig hergekommen oder hatte er fliehen müssen und versteckte sich nun hier?

Gerade jetzt gab es einen aktuellen Grund dafür. Als im Jahr 1854 die Vorschriften des Deutschen Zollvereins auch im Teufelsmoor zur Anwendung kamen, hatte dies teure Auswirkungen auf das Leben der Moorbauern. Diese wehrten sich durch Schmuggel und riskierten dabei fast ihre Existenz, denn die Strafen waren extrem hoch. Gerd sah sein Geschäft in Gefahr und beschloss, sich zur Wehr zu setzen! Sein aufbrausender Zorn stand bereits seit einiger Zeit dem machtvollen Auftreten der Zöllner gegenüber.

Er war am Ziel angekommen und steuerte jetzt seinen Torfkahn vor die mit Zweigen getarnte Einfahrt eines Stichkanals, der vor seinem Haus endete. Zuvor im tiefen Gewässer hatte er wrigen müssen – mit dieser speziellen Technik wurde das Ruder am Heck wie eine liegende Acht durch das Wasser bewegt. Es erforderte Übung, das Schiff lautlos und fast ohne Wellen voranzubringen.

Vorsichtig prüfte der Rote Gerd, ob jemand in der Zeit seiner Abwesenheit das Versteck entdeckt haben könnte. Doch dafür gab es keine Anzeichen und so schob er mit dem Kahn die Zweige beiseite und legte nahe am Haus an. Die mit Moosen überwucherte

Umgebung der Moorkate sollte den Eindruck einer verlassenen Hofstelle vermitteln. Wer zufällig hier vorbeikam, würde die Anlage kaum beachten.

Mehrere Ruderstangen ragten griffbereit aus dem Moorboden am Ufer. Gerd hing seinen Mantel an eine davon und zog den schweren Handschuh über eine andere. Erleichtert ließ er sich mit ausgebreiteten Armen zurück in den weichen Moorboden fallen und genoss sein vertrautes Zuhause. Der Blick ging zum Himmel. Allein diese Aussicht war pures Glück, denn lange zuvor hatte er diese Freiheit schmerzlich entbehren müssen.

Schließlich nahm er die zwei Totenschädel aus dem Schiff und baute sie am Ufer auf. Zwar verhinderten diese offenbar nicht mehr die Kontrollen durch die Zöllner, doch hier könnten sie wieder nützlich sein gegen abergläubische und neugierige Augen.



Tagebucheintrag im späten Sommer 1855:

Die Dinge verändern sich.

Dass ich fliehen musste, vermag ich kaum zu glauben.

*Aber nun denn ... dann sei es so! Bei meiner Ehre, ich werde
das Teufelsmoor von der Macht der Löllner befreien!*

Ik bin de Rode Gerd!



DE RODE GERD